

KULTUR-KOLUMNE

„Zeitenwende“?



VON
JOSÉ F.A.
OLIVER

Die Erde am Abgrund. Die Welt am „Verderben“. Erben, was war. Was ist. Was sein wird. Wie oft vernehme ich die Entschuldigung „Keine Zeit!“ Auch ich höre mich in diesem Zuruf. Immer häufiger und mehr als mir lieb ist. Indes, einhergehend, die ständig aufblitzende Warnung: „Es ist höchste Zeit! Die Uhr(en) ticken!“ Mir liegt deshalb eine Bitte auf der Zunge, die nicht von ungefähr kommt. Obwohl sie im Grunde wahrscheinlich das Ungefähre meint: Erlauben Sie sich für diese Kolumne etwas Zeit, sollten Sie es einrichten können. Denn damit, mit diesem Wunsch, wären Sie schon mitten in der Absicht meiner heutigen Gedanken, sich Zeit zu gewähren. Sie, als Lesende; ich als Schreibender, der sich die Zeit ebenso ausgeschnitten hat, um die nachfolgenden Zeilen zu skizzieren.

Dieser Tage, in dem für uns alle noch sehr jungen Jahr, beschäftigt mich nämlich genau sie aufs Herausforderndste: die Zeit. Zeit als solche. In all ihren insgeheim schön-melancholischen, wundersamen Facetten; aber auch in ihren heimtückischen Kapriolen. Zeit! Unsere nicht zu bändigende Komplizin unverhoffter Freuden und „gleichatmig“ doch die gespenstische Widersacherin einer einzigen Erlebens-Wucht ins Vergängliche. Wie könnte es auch

anders sein. Sylvester kracht und raucht (noch) nach – nicht nur ob der ungeheuerlichen Attacken auf Feuerwehren, Sanitärerinnen und Sanitäter, deren Einsatzfahrzeuge, die Leben retten, die Polizei; und der 1. Januar folgte Punkt und Schlag Mitternacht auf dem Sekunden-Fuße bzw. mit einem klitzekleinen, unaufhaltbaren Zeigersprung. Von uns allen, die sich jenem Augenblick stellten, nicht nur zu beobachten, sondern „regelrecht“ zu spüren. Ein Untergefühl im Unterbewusstsein. Zeit, die den Geist, den Körper, den Seelennackten ins Prosit beflüstert.

Angst und Zuversicht

Sie waren zum Empfinden nah: die Uhrzeit, das neue Datum und die gewaltige Zahl 2023. Eine Vorstellung ins Unwägbar, das mit dem Begriff „Zeitenwende“ allein nicht zu verstehen ist. Wie eng Macht und „Acht(ung)“! doch beieinander liegen, schier eins „w:erden“. „Ach, du liebe Zeit!“ – die Verblüffung ist längst einer Furcht, schlimmer, einer ungerichteten Angst, bei Vielen jedoch zusehends lauter, das nährt meine Hoffnung, der Empörung gewichen. Noch ist die uns allen bekannte Redewendung nicht in ihr Gegenteil gekippt.

Noch ist ein sprichwörtlicher Ausruf wie „Ach, du böse Zeit!“ nicht im allgemeinen Sprachschatz angekommen. Ich hoffe, es wird so bleiben und die Untergangsstimmung, die bisweilen weltweit vorherrscht, wendet sich in ihr zuversichtliches Gegenteil, und wir nehmen das altehrwürdige „carpe diem“ und das mahnende „memento mori“ alltagserner als es angesichts all der schrecklichen

Nachrichten und Bilder in sämtlichen Winkeln dieser Erde oft hilflos und resigniert geschieht.

Zeit hat keine Beine. Oder doch? Ist sie gar eine kantige Bewegung ins Unendliche, die sich kontinuierlich selbst beschleunigt? Stehenbleibt? Beherzt wieder Anlauf nimmt? Geht? Rennt? Rast? Zeit ist Erfindung und Findung zugleich. Gegenwärtiges Alles und zeitloses Nichts. Und wir? Uns obliegt es, die Uhren stellen. Sie ticken vor und ticken nach. Ticken ihr „W:eiterticken“. Manchmal sitzt die Zeit auf der Nasenspitze. Es „schmeckt“ förmlich danach, wie etwas vorüberschwindet. Manchmal ist sie ein kosmetischer Hauch Wimperntusche, ein Lidstrich. bis auch sie zerfließen. Manchmal verkriecht sie sich ins Ohr. Wenn Stimmen verblassen. Nach und nach, ist sie auch in ihrer Stille körperhaft und wird „Schw:eigen“. Immer aber bedeutet sie das kreatürliche Begehren, sie in der Hand halten zu wollen.

„Verweile Augenblick, du bist so schön!“ klingt es in mein zumeist nicht wortwörtlich agierendes Gedächtnis. Doch: Was halten wir in der Hand, wenn wir glauben, die Zeit damit zu bündeln, gar ins „Ewige“ zu stellen? Gibt es ein Wort wie „Seelenzeit“? So wie es die Vorstellung einer konstruierten Uhrzeit gibt? Es gibt die Zeit der Nebensächlichkeiten, die Zeit der Hauptanliegen. Es gibt die Beiläufigkeiten, den Rückwärtsgang und: es gibt die Vorsprungssehnsucht. Die der Hoffnung. Und plötzlich sind Sätze von einem unglaublichen Gewicht, das wir nicht (immer) annehmen wollen. Gewicht und Last sind zweierlei.

Seltsam, dass ich gerade heuer wieder an eine mutmachende Erkenntnis denke, die lange Zeit für eine Jahrhunderte alte Überlieferung geschätzt wurde. Ein Satz, der von Generation zu Generation – nicht nur an die sogenannte „letzte“ – weitergegeben worden sein soll. Wie dem auch sei. Und sei er noch so oft Martin Luther angedichtet. Er stammt nicht von ihm und verbindet doch, das ist sein wertvoller Gehalt, Geburt und Tod und Aufgehoben-Sein wie keine zweite Einsicht. Ein Abschied, der in einer Ankunft mündet, die auch als utopisch bezeichnet werden darf: „Selbst wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen.“

Schöpferische Kraft

Diese Demut ins Künftige eines Nichtsdestotrotz ist nicht aus dem Mund des Reformators, sondern erst seit 1944 nachweisbar. Aus Zeiten des Krieges. Sie wurde eine schöpferische und tatsächliche Kraft, der menschengemachten Zerstörung die Stirn zu bieten, indem in die Hände gespuckt wird. Auch in die Hände der Gedanken und der Gefühle. Das wäre, was ich Ihnen gerne mitgeben würde: Im Kleinen, im Überschaubaren stets das Große zu berühren. Schneiden Sie sich Ihre Zeit aus, sich selbst zu sein. Sich selbst im Anderen. Ich will es jedenfalls auch versuchen. Tröstlich dabei: Scheitern wird auch Gutes in sich bergen.

Bis bald!